

Vorwort

Einleitende Anmerkungen zum vorliegenden Band

Josef Nussbaumer

Am 22. Mai 2007 fand an der Universität Innsbruck ein Symposium unter dem Generaltitel „Von Menschenhandel und Menschenpreisen“ statt. Der Titel mag unter humanistischem Gesichtspunkt etwas abschrecken, zuckt doch der moderne, sich für zivilisiert haltende Bürger einer westlichen Demokratie (ebenso wie die Bürgerin) oft unwillkürlich zusammen, wenn er (oder sie) von Menschenhandel oder gar Menschenpreisen hört. Historisch (und dies gilt leider bis in die Gegenwart) sind der Handel mit Menschen in seinen vielfältigen Formen und auch die „Bepreisung“ von Menschen leider ein sozialhistorischer Dauerbrenner, eine traurige ökonomische und soziale Realität. Menschen haben sich die Arbeitskraft anderer Menschen immer schon durch mehr oder weniger Zwang zu sichern verstanden. Heere von Sklaven oder Söldnern zogen (und ziehen) durch die Kontinente und Jahrhunderte. Beide Spezies sind auch heute noch nicht ausgestorben, und viele Millionen von Menschen verdingen sich als Schuld-knechte, Sexsklavinnen etc. bzw. werden als solche gehalten. Das Phänomen des Menschenhandels hat also auch im 21. Jahrhundert Konjunktur, wie sich heute zunehmend ökonomische Fragen im Zusammenhang mit dem „Wert“ des menschlichen Lebens stellen. Gerade die Preise und Werte von Menschen sind dabei erstaunlich wenig von der historischen oder auch der wirtschaftswissenschaftlichen Forschung untersucht. Aus diesem Grunde wurde beim *I. Wirtschaftshistorischen Symposium* an der Universität Innsbruck im Mai 2007 dieser Frage etwas ausführlicher nachgegangen. Die vorliegende Publikation soll Personen, die an der Tagung nicht teilnehmen konnten, die Möglichkeit zum Nachlesen bieten.

An der Tagung selbst haben Historiker(inn)en und Ökonom(inn)en aus Graz, Linz, Münster und Innsbruck teilgenommen. Die Vorträge erstreckten sich inhaltlich über mehrere Jahrtausende von der Alt- bis zur Zeitgeschichte und Ökonomie. Es ging dabei ebenso um die Frage, wer wen aus welchen Gründen und zu welchen Preisen „versklavt“ hat, wie auch darum, wie angeblich aus ökonomischen oder ethischen Gründen „unwertes“ Leben klassifiziert wurde, und nicht zuletzt auch um die Frage, auf welcher Basis man heute (und in Zukunft) die Kos-

ten der Katastrophenprävention oder der modernen Hochleistungsmedizin „rechtfertigen“ kann, was im Grunde eine Art indirekter Menschenbepreisung beinhaltet.

Die in diesem Band publizierten Beiträge wurden in chronologischer Reihenfolge geordnet und nehmen daher ihren Anfang in der Antike. Ingomar Weiler von der Universität Graz berichtet *Über Sklavenhandel und Sklavenpreise in der Antike*, wobei der Schwerpunkt auf Griechenland liegt. Dort (aber auch später in Rom) kristallisierten sich regelrechte Sklavengesellschaften heraus, die auf der Arbeitskraft von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern aufgebaut waren. Weiler widmet sich erstens der Frage der Terminologien, geht dann in weiteren Schritten zweitens über zu den Sklavengesellschaften per se sowie deren Bedingungen und untersucht drittens die Ressourcen für die antiken Gesellschaften. Viertens behandelt Weiler die Genese des Sklavenhandels selbst sowie Fragen der Sklavenmarktszene und der Preisbildung dort. Die Preise dieser Sklavinnen und Sklaven variierten dabei nicht nur in der Zeit sehr stark, sondern auch aufgrund der Fähigkeiten und Eigenschaften der gehandelten „Ware“ Mensch. Auch die gesellschaftliche Rolle der Sklaverei und die Art und Weise der Beschaffung und des Verkaufs, die teils für die Antike spezifisch, teils aber auch unmittelbar mit späteren Entwicklungen vergleichbar sind, werden thematisiert. Bezeichnend etwa die berühmte Auktion von Sklaven anlässlich der Vermögensversteigerung des Polystratos Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. Unwillkürlich werden Erinnerungen an Sklavenauktionen in den USA mehr als zwei Jahrtausende später wachgerufen. Im Schlusskapitel geht der Autor schließlich Fragen nach, welche die Betroffenen an das Orakel in Delphi stellten. Dessen Antworten fielen dabei im Einzelnen sehr unterschiedlich aus. So findet man etwa auf die bange Frage des Sklaven, ob er freigelassen werde, ein weites Spektrum an Antworten: vom recht optimistischen „Du wirst freigelassen, aber nicht gleich“ bis hin zu der hoffnungs- und perspektivlosen Antwort: „Du wirst nicht freigelassen werden – schweig!“ Oder ähnlich traurig: „Wohin auch immer du verkauft wirst, du wirst es bereuen.“

In einem zweiten Beitrag, *Menschen als Ware: Sklaverei in der Frühen Neuzeit im Mittelmeerraum*, schlagen Nicole Priesching und Daniel Steinke von der Universität Münster die Brücke ins europäische Mittelalter und in die Neuzeit, wenn sie sich eines von der Forschung bisher wenig rezipierten Phänomens annehmen, der „weißen“ Sklaverei. In der Tat denken die meisten Menschen beim Begriff Sklaverei entweder an die antike Sklaverei oder an die Sklaverei von „Schwarzen“ in den USA, vielleicht noch an die Ausbeutung (und auch Versklavung) von Menschen in der heutigen Dritten Welt, kaum aber an Sklaverei im Mittelmeerraum an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit. Und doch fand sich auch in diesen Regionen und um diese Zeit (herauf bis ins 19. Jahrhundert) Sklaverei in vielfältiger (und fast alltäglicher) Form. Nicole Priesching und Daniel Steinke wurden nicht zuletzt deshalb zum Symposium eingeladen, um auf diesen weniger bekannten Tatbestand hinzuweisen.

In ihrem Beitrag geht es vor allem um die Motive und Mechanismen der gegenseitigen Versklavung von Christen und Muslimen, aber, wenn es gerade passte, auch von Christen untereinander. Den Menschen als Ware zu behandeln, war im muslimischen wie im christlichen Kontext fest verankert, ja sogar religiös legitimiert, wobei Sklaverei an sich von keiner Seite in Frage gestellt wurde. Priesching und Steinke stellen fest, dass Sklaverei im Mittelmeer-

raum in der Frühneuzeit einen internationalen und die Grenzen der Religionsgemeinschaften überschreitenden ökonomischen wie politischen Faktor darstellte. Was ursprünglich eine Folge der Kriegslogik war, nämlich die Versklavung der gefangenen Gegner, entwickelte sich in der Frühneuzeit im Rahmen der Kaperkriege zunehmend zu einem Wirtschaftsfaktor. Mit den Worten der heutigen Ökonomensprache würde man wohl von einer „Entführungsindustrie“ und im Anschluss an diese von einer „Loskaufindustrie“ sprechen. So unbekannt sind diese Tatbestände der Zeitungsleserin und dem Fernsehnachrichtenkonsumenten des 21. Jahrhunderts nicht, und, in der Tat, „viele ist nicht neu unter der Sonne“.

Noch einen Schritt weiter in Richtung Gegenwart geht *Der lange Schatten der Globalisierung: Der Kostenfaktor Mensch im weltweiten Warenkreislauf* von Andreas Exenberger von der Universität Innsbruck. Auf neue Weise erschließt er ein Thema, das bereits viel bearbeitet wurde. Schließlich war der transatlantische Sklavenhandel, der sich vom 16. bis zum 19. Jahrhundert in unterschiedlicher Intensität vollzog, eine wichtige Triebfeder der Vernetzung globaler Handelsverbindungen und damit ein wesentliches Element der frühneuzeitlichen Globalisierungswelle. Indem er auf das Ausbeutungspotenzial von Globalisierung verweist, erlaubt er es, Parallelen zu heutigen Entwicklungen zu ziehen.

Exenberger stellt einerseits den transatlantischen Sklavenhandel als integralen Bestandteil eines erstmals weltweiten ökonomischen Austausches dar, in dem die Sklaven in ihrer Rolle als „Produktionsfaktor“, aber auch als reiner „Rohstoff“ oder als „Investitionsgut“ präsentiert werden. Ohne dieses Schmiermittel wäre die amerikanische Plantagenökonomie in diesem Ausmaß nicht möglich gewesen und wohl auch nicht die europäische Industrialisierung in diesem Tempo. Der Sklavenhandel lag dabei nicht nur in europäischen Händen – es profitierten davon auch afrikanische Eliten –, in dieser Größenordnung wurde er allerdings erst nach der „europäischen“ Entdeckung Amerikas möglich. Das Ausmaß der De-Humanisierung zeigte sich drastisch: Mehr als zehn Millionen Menschen wurden auf europäischen Schiffen im Laufe von drei Jahrhunderten über den Ozean in die Zwangsarbeit verschleppt, die meisten von ihnen starben auch als Sklaven. Die einzelnen Handelswege hatten dabei jeweils ihre eigenen Konjunkturen. Im Allgemeinen aber stiegen mit den Jahren die Preise der Sklaven an, während die Gewinne mit dem Handel fielen. Dass sich hinter solchen abstrakten Zahlen ebenso viele Einzelschicksale verbergen, wird bei den einschlägigen Analysen freilich meist ausgeblendet.

Während es in den ersten drei Kapiteln des Buches vor allem um Menschenhandel und dabei wieder vor allem um Sklaverei in historischer Perspektive geht, die Assoziationen zu gegenwärtigen Tendenzen wecken sollen, werden in einem zweiten Teil (Kapitel 4 bis 6) aktuelle Beiträge zum Thema zusammengestellt. Er beginnt mit einem zeitgeschichtlichen Text von Horst Schreiber von der Universität Innsbruck, der sich in *Der Wert des Menschen im Nationalsozialismus* mit einer gerade im Kontext dieses Sammelbandes nicht auszublendenden Episode der Geschichte beschäftigt. Er thematisiert dabei vor allem die ökonomischen Dimensionen der nationalsozialistischen „Rassenhygiene“, die gegen „Asoziale“ und „Minderwertige“ gerichtet war, den „ethnischen Rassismus“ dieser Zeit – gezeigt anhand der Beispiele der Roma und Sinti und der sogenannten „Ostvölker“ – und die „Inwertsetzung“ der Juden.

Schreiber legt den Finger auf ein sehr dunkles Kapitel der (auch österreichischen) Zeitgeschichte. Das Beängstigende und Beklemmende an seinen Ausführungen liegt darin, dass eine Vernachlässigung der historischen Aufarbeitung der Gräueltaten des Nationalsozialismus die Gefahr einer Wiederholung in sich birgt. Forschung und Lehre müssen sich stets dieser Aufgabe annehmen. Die Mechanismen, unter denen in diktatorischen Systemen immer wieder eine Entwertung des Humanen – bis hin zum Massenmord – vollzogen wird, sind heimtückisch und gefährlich, weil grundsätzlich jederzeit wiederholbar. Schreiber zeigt auf erschütternde Weise, wie im Rahmen einer „Menschenökonomie“ via „Sonderbehandlung“ Teile der Gesellschaft zur Ermordung bestimmt oder zumindest freigegeben wurden: psychisch Kranke, Behinderte, in der Folge Roma, Sinti, Juden etc. Selbst über den Tod hinaus versuchte das Regime aus seinen Opfern Kapital zu schlagen. Logisch konsequent beendet der Autor seinen Text mit einer Rentabilitätsrechnung der SS des KZ Buchenwald aus dem Jahre 1941. Darin wird für einen Häftling der „Nettogewinn“ berechnet. Dieser setzt sich zusammen aus dem Verleihlohn abzüglich Ernährung und Bekleidungs-Amortisation bei einer durchschnittlichen KZ-Überlebensdauer von neun Monaten plus dem „Erlös aus rationaler Verwertung der Leiche“ (Zahngold, Kleidung, Wertsachen, Geld) minus Verbrennungskosten. Der derart berechnete durchschnittliche Gesamterlös beträgt nach damaliger Währung 1.631 Reichsmark. Dazu werden noch Gewinne aus Knochen- und Aschenverwertung veranschlagt. So exakt und präzise und an Inhumanität nicht steigerungsfähig wurde der Wert und Preis des Menschen nur selten ausgewiesen.

Im letzten Drittel (Kapitel 5 und 6) tritt der Band in den Fachbereich der Ökonomie ein. Andrea Leiter (Universität Innsbruck) und Gerald Pruckner (Universität Linz) versuchen in ihrem Beitrag **Ökonomie und der Wert des Lebens** eine Einführung in die monetäre Bewertung des Lebens zu geben. Vor allem aus der Perspektive der unausweichlichen, wenn auch oft impliziten Bewertung von Menschenleben in der Versicherungsbranche oder im Bereich der Katastrophenprävention stellt sich die Frage nach dem Zusammenhang zwischen der Ökonomie und dem Wert des Lebens. Meist geht es dabei um die monetäre Bewertung von nicht marktfähigen (öffentlichen) Gütern. Leiter und Pruckner sind sich völlig im Klaren, dass ein Vorhaben, das Leben rein in Geldeinheiten zu bewerten, für viele Menschen befremdend ist, ja sogar als Provokation empfunden werden kann. Dennoch gilt es festzustellen, dass wir dieser „Provokation“ in der Realität tagtäglich ausgesetzt sind, ob wir das wollen oder nicht. Darüber nicht zu reden, gleicht der Haltung eines Kleinkindes, das sich mit seinen eigenen Händen die Augen in der Meinung zuhält, dadurch selbst unsichtbar zu werden.

Leiter und Pruckner bedienen sich in ihrer Analyse der Methode des *value of statistical life* (VSL), mit deren Hilfe nicht zuletzt erreicht werden soll, solche impliziten Bewertungen freizulegen. Autorin und Autor können dabei auf eine eigene Erhebung in Tirol über die Zahlungsbereitschaft im Zusammenhang mit winterlichen Lawinenrisiken zurückgreifen. Der „Wert des statistischen Lebens“ schwankt dabei (je nach Umrechnung der Daten) zwischen 1,9 und 5,1 Millionen Euro, eine Spanne, die allein schon die methodische Problematik solcher Bewertungen offenbart. Dennoch haben solche Zahlen nichts mit Zynismus zu tun. Dass das Leben für jede(n) Einzelne(n) letztlich „unendlich“ wertvoll ist, ist auch Ökonom(inn)en klar. Für die Wirtschaftspolitik oder im Sicherheitsmanagement sind solche Zahlen aber eine

hilfreiche Information, die ökonomisch sinnvolle Entscheidungen – im Sinne einer Beurteilung der Mach- und Finanzierbarkeit – zumindest erleichtern. Insbesondere in akuten Krisensituationen gilt es, den Mitteleinsatz im Sinne der Rettung möglichst vieler Leben zu optimieren, und auch Präventivmaßnahmen wie z.B. Lawinenverbauungen können nicht flächendeckend finanziert werden. Die Ergebnisse ihrer Studie sind im internationalen Kontext vergleichbarer Analysen durchaus gut eingebettet. Leiter und Pruckner führen eine Reihe von weltweit durchgeführten Studien an, bei denen die Spannweite des VSL von 0,7 Millionen bis 11,8 Millionen Euro reicht.

Mit einem Beitrag aus der Gesundheitsökonomik endet der Band. Engelbert Theurl von der Universität Innsbruck diskutiert in *QALY: Die neue Recheneinheit des Gesundheitswesens?* provokativ die Frage, auf welcher Basis die heute monetär oft folgenschweren Entscheidungen im medizinischen Bereich eigentlich gefällt werden. Auch dort spielen ökonomische Kalküle notgedrungen eine Rolle, wenngleich meist nur eine implizite. Deshalb sind sie aber nicht weniger wirkungsmächtig. Das Instrument QALY (*quality adjusted life years*) versucht dabei, die komplexe Frage des Erfolgs einer medizinischen Therapie im Hinblick auf Qualität (verbesserte Lebensqualität) und Quantität (gewonnene Lebensjahre) auf einer eindimensionalen Bewertungsskala abzubilden, damit Therapien miteinander vergleichbar zu machen und den Erfolg einer Therapie mit ihren Kosten in Verbindung zu bringen. Angesichts der Alterung der Bevölkerungen sowie der hohen und zunehmenden Kosten für oft nur marginal veränderte Medikamente werden diese Bewertungsfragen in Zukunft zweifellos noch an Brisanz gewinnen. Mit dem Bonmot: „Only in God we trust, anybody else has to present data“, dem Leitmotiv der Vertreter(innen) der sogenannten „evidenzbasierten Medizin“, begann Engelbert Theurl seinen Vortrag beim Symposium. Und dies wird zunehmend folgenschwer, denn in der Tat werden uns die Präsentation von „data“ und deren Interpretation auch als Handlungsmaxime in der Medizin noch erhebliches Kopfzerbrechen bereiten.

Damit ist ein weiter Bogen von der Antike bis in die unmittelbare Gegenwart gespannt und scheinbar völlig Heterogenes gewinnt gerade unter dem Aspekt der Bepreisung und Bewertung von Menschen (auch im weiteren Sinne der Worte verstanden) eine gemeinsame Klammer. Diese Klammer nur den Ökonom(inn)en oder nur den Politiker(inne)n etc. zu überlassen, ist nicht ratsam, handelt es sich doch um ein komplexes Gefüge von historisch Gewachsenem, historischen Irrläufen (die zu wiederholen sehr gefährlich werden könnte), rationalen Kalkülen (die es permanent zu hinterfragen gilt) und vielen weiteren Aspekten einer elementaren Diskussion. Der vorliegende Band soll ein wenig dazu beitragen, diese Zusammenhänge aufzudecken. Ein Wort von Alkidamas mag ihm dabei als Leitstern dienen, einem griechischen Theoretiker aus dem 5. Jahrhundert v. Chr., der gesagt haben soll: „Gott hat alle Menschen frei geschaffen. Die Natur hat niemanden zum Sklaven gemacht. Nur das Gesetz.“¹ Überschätzen und überbewerten wir also die vom Menschen gemachten Gesetze nicht, weder die juristischen noch die ökonomischen, hinterfragen wir auch „Kostenwahrheiten“ kritisch

¹ Zitiert nach Wesel, Uwe: *Geschichte des Rechts. Von den Frühformen bis zur Gegenwart*. München, ²2001, 144.

und kämpfen wir für einen offenen Meinungs austausch, auch wenn er bisweilen teuer und schmerzhaft ist.

Zu guter Letzt gilt es noch zu danken: ganz besonders dem Mitherausgeber Andreas Exenberger, der auch Mitorganisator des Symposiums war und ohne dessen unermüdlichen Einsatz weder die Veranstaltung noch die Publikation möglich gewesen wären; weiters den Referenten, die um Gottes Lohn an diesem Symposium teilnahmen und vortrugen; ebenso den Diskussionsleitern Helmut Alexander, Reinhold Bichler, Rupert Sausgruber und Hannes Winner (alle von der Universität Innsbruck); weiters dem Institut für Wirtschaftstheorie, -politik und -geschichte, der Fakultät für Volkswirtschaft und Statistik und dem Rektorat der Universität Innsbruck, die jeweils in „Drittelparität“ die Kosten für die Veranstaltung übernahmen; schließlich der Innsbruck University Press in der Person von Carmen Drolshagen, die diese Publikation umsichtig begleitet hat; und *last but not least* den beiden Sekretärinnen Rosemarie Eisl und Mag. Martina Alfreider, die sich um das Wohlbefinden der Teilnehmerinnen und Teilnehmer während der Kaffeepausen bestens gekümmert haben.

Innsbruck, im Sommer 2007